



OAW

Österreichische Akademie
der Wissenschaften



KMK Forschungsbericht No. 8

Wissenschaft und Medien: Grundlagen für ein Positionspapier der Österreichischen Akademie der Wissenschaften zum Wissenschaftsstandort Österreich

Herbert Matis

Matthias Karmasin

Gabriele Meliscek

Josef Seethaler

© Österreichische Akademie der Wissenschaften,
Kommission für vergleichende Medien- und Kommunikationsforschung

1010 Wien, Postgasse 7

☎ +43-1-51581-3110

Fax: +43-1-51581-3120

E-mail: cmc@oeaw.ac.at

<http://www.oeaw.ac.at/cmc>

Wien 2010

Empfohlene Zitierung:

Herbert Matis, Matthias Karmasin, Gabriele Melischek und Josef Seethaler.
Wissenschaft und Medien: Grundlagen für ein Positionspapier der Österreichischen
Akademie der Wissenschaften zum Wissenschaftsstandort Österreich.
Forschungsberichte der Kommission für vergleichende Medien- und Kommunika-
tionsforschung, No. 8. Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften, 2010.

Abstract

Das Verhältnis von Wissenschaft und Medien hat sich in den letzten fünfzehn Jahren massiv gewandelt. Die Wissenschaftsberichterstattung ist heute fixer Bestandteil des Medienangebots, und die Wissenschafts-PR hat sich zu einem florierenden Wirtschaftszweig entwickelt. Die Wissenschaft ist sich bewusst, dass in der modernen Wissensgesellschaft die Herstellung von Öffentlichkeit für ihre Themen und Anliegen ein unabdingbarer Bestandteil der wissenschaftlichen Tätigkeit selbst ist.

Eine von der Europäischen Kommission Ende 2007 in Auftrag gegebene Umfrage und eine aktuelle Untersuchung der Wissenschaftsberichterstattung zeigen für Österreich allerdings eine prekäre Situation: Wissenschaftler genießen zwar einen guten Ruf, können aber offenbar nur selten die richtigen Worte finden, um mit einem breiteren Publikum zu kommunizieren. Journalisten gelingt es nur zu einem gewissen Grad, relevante und als nützlich empfundene Themen aufzugreifen. Wissenschaftliche Erkenntnisse und Überlegungen werden aber nicht in den Lebenszusammenhang der Menschen integriert. Eine Behandlung von Querschnittsthemen ist kaum zu beobachten, die Bedingungen von Wissenschaftsproduktion werden selten thematisiert. Tendenziell wird ein positivistisches Wissenschaftsbild vermittelt und über Forschungsergebnisse als „Fortschritte“ berichtet.

Die Untersuchungsergebnisse machen deutlich, dass hinter der heutigen Wissenschaftsberichterstattung das normative Konzept einer wissenschaftszentrierten „Aufklärung“ der Öffentlichkeit steht. Neuere medien- und kommunikationswissenschaftliche Forschungen setzen dem jedoch ein Modell entgegen, dessen Fokus nicht mehr auf der „erfolgreichen“ Vermittlung, sondern auf der Integration wissenschaftlich fundierten Wissens in den Lebenszusammenhang der Menschen liegt. In diesem Prozess kommt nicht einzelnen „Highlights“ und nicht einzelnen „Stars“, sondern der Vertrauenswürdigkeit wissenschaftlicher Institutionen zentrale Bedeutung zu.

Wissenschaftskommunikation bedeutet dann nicht bloß Wissenschaftsvermittlung, sondern die kommunikative Einbettung von Wissenschaft in gesellschaftliche Zusammenhänge.

- Die Wissenschaft muss daher der Öffentlichkeit vermitteln, dass die Komplexität der „Wirklichkeit“ nicht auf einfache „Wahrheiten“ reduziert werden kann, sondern oft alternative Problemlösungen erfordert.
- Die Medien sind eingeladen, an diesem Paradigmenwechsel mitzuwirken und Wissenschaft und Forschung als Querschnittsmaterie zu begreifen.
- Und auch die Politik ist angesprochen, die Rahmenbedingungen neu zu definieren und einen integrativen und diskursiven Umgang mit wissenschaftlichen Erkenntnissen als Problemlösungs- und Modernisierungspotenzial zu fördern.

Wie das Beispiel der USA und Großbritanniens zeigt, ist der Weg von einem solchen „Public Understanding of Science“ zu einem „Public Engagement with Science“ ein langer und schwieriger Weg, aber er ist unausweichlich. Es geht dabei nicht um die vermeintliche Popularisierung wissenschaftlicher Erkenntnisse, sondern um die öffentliche Thematisierung grundlegender Fragen durch die Wissenschaft und die Einbindung ihres Problemlösungspotenzials in den gesellschaftlichen Diskurs.

Wissenschaft und Medien

„Die Wissenschaft wirkt sich in vielfältiger Weise direkt auf unser tägliches Leben aus, und es ist wichtig, dass die Öffentlichkeit sich darüber informieren und mit den Wissenschaftlern Kontakt aufnehmen kann.“ Mit diesen Worten eröffnete der frühere EU-Kommissar für Wissenschaft und Forschung, Janez Potocnik, 2007 in Barcelona das erste und bislang einzige Europäische Forum für Wissenschaftsjournalismus. Und er fügte hinzu: „Die Medien spielen hierbei eine ungeheuer wichtige Rolle.“

Ohne Zweifel: Das Verhältnis von Wissenschaft und Medien hat sich in den letzten fünfzehn Jahren massiv gewandelt. Die Wissenschaftsberichterstattung, deren Bedeutung Mitte der 1990er Jahre noch als „stabil marginal“ bezeichnet werden musste (Hömberg 1994), ist heute fixer Bestandteil des Medienangebots – sei es im Print-, Rundfunk- oder Online-Sektor. Zahl und Umfang von Wissenschaftsseiten, -beilagen, -magazinen, -sendungen und -blogs steigen kontinuierlich. Damit stellen die Medien in zunehmendem Maße Öffentlichkeit für wissenschaftliche Belange her. Die Wissenschaft wiederum ist sich bewusst, dass in der modernen Wissensgesellschaft die Herstellung von Öffentlichkeit für ihre Themen und Anliegen ein unabdingbarer Bestandteil der wissenschaftlichen Tätigkeit selbst ist. Aber auch erhöhter politischer Legitimierungsdruck lässt die öffentliche Aufmerksamkeit und die mediale Prominenz zu wettbewerbsrelevanten, aber auch riskanten Ressourcen werden (Raupp 2008). Eine wissenschaftliche Einrichtung ohne eigene Abteilung für Public Relations, die wissenschaftliche Erkenntnisse an die Medien vermitteln soll, ist kaum mehr vorstellbar. Wissenschafts-PR hat sich zu einem florierenden Wirtschaftszweig entwickelt (Meier und Feldmeier 2005).

Aber: Ist die gegenwärtige Situation befriedigend? Oder ist sie verbesserungswürdig? Und zwar im Sinne aller Beteiligten: für die Wissenschaft, die Medien und – last, but not least – für die Gesellschaft, die Menschen, an die sich Wissenschaft wie Medien richten.

Der Ist-Zustand I: Öffentlichkeit

Laut einer von der Europäischen Kommission Ende 2007 in Auftrag gegebenen Umfrage in allen EU-Ländern (Special Eurobarometer 282) erklärten rund 57 Prozent der Europäer, dass sie sich für wissenschaftliche Forschung interessieren. In den nordischen Ländern, den Benelux-Ländern und Frankreich ist das Interesse an Wissenschaft sogar besonders hoch (zwischen 70 und 80 Prozent), was auch mit Erhebungen zum Bildungsstand (PISA-Studie) korrespondiert. In Österreich hingegen ist das Interesse eher niedrig: mit nur 42 Prozent platziert es sich im unteren Drittel der EU-Staaten. Außerdem halbiert sich dieser Prozentsatz geradezu, wenn die Befragten unter Politik, Wirtschaft, Kultur, Unterhaltung, Sport und Forschung die drei wichtigsten Themenbereiche wählen müssen: Dann sind alle anderen Themen (außer Wirtschaft) erheblich wichtiger als wissenschaftliche, die nur noch 22 Prozent der Österreicher persönlich für relevant halten (gegenüber 56 Prozent der Schweden und 31 Prozent im europäischen Durchschnitt).

Im Detail ergibt sich auf Österreich bezogen folgendes Bild: Fernsehen ist nicht nur die zentrale, sondern auch die glaubwürdigste Quelle für wissenschaftliche Information, woraus sich vor allem für ein öffentlich-rechtliches Unternehmen eine besondere Verantwortung ableiten lässt. An zweiter Stelle stehen Zeitungen; die Nutzung des Internets liegt etwa gleich hoch mit jener der Special Interest Magazine an dritter Stelle, ist aber abhängig von Alter und Bildungsgrad. Den online bezogenen Informationen wird allerdings nur eine geringe Glaubwürdigkeit beigemessen (23 Prozent gegenüber 68 Prozent in Bezug auf das Fernsehen und 41 Prozent in Bezug auf die Presse). An der Spitze der gefragtesten Themen stehen Medizin und Umwelt.

In der Bewertung der über die Medien vermittelten Wissenschaftsinformation zeigt sich ein widersprüchliches Bild: Einerseits erklären rund zwei Drittel der Österreicher – und damit um 10 Prozent mehr als im EU-Durchschnitt –, mit der Wissenschaftsberichterstattung im Generellen zufrieden oder zumindest weitgehend zufrieden zu sein. Auch das Ausmaß dessen, was geboten wird, scheint zu genügen: Lediglich ein Drittel der Befragten wünscht sich einen höheren Stellenwert der Wissenschaftsberichte.

Andererseits entspricht die Qualität der Berichterstattung nur teilweise ihren Erwartungen. So sind für die Österreicher Verständlichkeit, Nützlichkeit der Information, persönliche Betroffenheit und die berichteten Themen die entscheidenden Kriterien für die Nutzung von wissenschaftlicher Information, wobei sie darüber hinaus – mehr als alle anderen EU-Bürger – dem Unterhaltungswert der Information eine nicht zu unterschätzende Bedeutung einräumen (22 gegenüber 9 Prozent). Allerdings empfinden über die Hälfte der Österreicher (56 bzw. 57 Prozent) wissenschaftliche Beiträge als zu schwer verständlich und in einem noch höheren Ausmaß (61 Prozent) als zu weit weg von den eigenen Bedürfnissen. Das koinzidiert damit, dass mehr als zwei Drittel der Österreicher glauben, dass europäische oder internationale Forschungen in den Medienberichten überrepräsentiert sind. Für 57 Prozent sind diese Berichte schließlich auch zu wenig unterhaltend. Immerhin entspricht das gebotene Themenspektrum den Vorstellungen von 58 Prozent der Österreicher, und etwas über die Hälfte sehen die Informationen auch als nützlich an.

In Bezug auf die Art der Informationen werden bei durchschnittlicher Mediennutzung regelmäßige kurze Berichte, bei häufigerer Mediennutzung gelegentliche ausführlichere Informationen bevorzugt. Im Fernsehen ist die Prime Time der beliebteste Sendeplatz. Die Mehrheit der Österreicher (36 Prozent) wünscht sich eine gemeinsame Präsentation durch Wissenschaftler und Journalisten; wenn dies nicht möglich ist, werden Wissenschaftler gegenüber Journalisten bevorzugt (24 gegenüber 13 Prozent), begründet durch deren höhere Glaubwürdigkeit, Präzision und Objektivität.

Die Umfrage verweist also auf eine prekäre Situation: Wissenschaftler genießen zwar einen guten Ruf, können aber offenbar nur selten die richtigen Worte finden, um mit einem breiteren Publikum zu kommunizieren. Journalisten gelingt es zwar zu einem gewissen Grad, relevante und als nützlich empfundene Themen aufzugreifen, aber es gelingt nicht, sie so spannend zu präsentieren, dass zumindest die an wissenschaftlichen Informationen Interessierten ihre Suche nach Wissen intensivieren möchten, geschweige denn, dass ihre Zahl erweitert und zumindest an ein europäisches Durchschnittsmaß herangeführt werden kann. Unterm Strich bleibt das Ziel jedweder Kommunika-

tion über weite Strecken unerreicht: Betroffenheit. Damit können wissenschaftliche Erkenntnisse und Überlegungen nicht auf die Bedürfnisse der Menschen bezogen, nicht in ihren Lebenszusammenhang integriert werden.

Der Ist-Zustand II: Die Medienberichterstattung

Die Ergebnisse einer Untersuchung der Wissenschaftsberichterstattung, die das Medienhaus Wien durchgeführt hat, weisen deutliche Parallelen mit den Umfrageergebnissen des „Eurobarometer“ auf. Analysiert wurden fast 2 000 Beiträge zum Thema Wissenschaft im Zeitraum vom Juli bis einschließlich September 2005 in den Tageszeitungen „Der Standard“ und „Die Presse“, im „profil“, in der Wissenschaftsbeilage des „Falters“ sowie in den Onlinemedien „ORF Science“ und „derstandard.at/Wissenschaft“. Die Autoren der Studie ziehen folgendes Resümee:

„WissenschaftsjournalistInnen in Österreich, so ein erster überraschender Befund, identifizieren sich selbst kaum mit der klassischen journalistischen Rolle, fühlen sich vielmehr der Scientific Community verbunden. Das hat deutliche Folgen für die publizistischen Ergebnisse. [...]

Die Wissenschaftsberichterstattung in österreichischen Print- und Online-Medien wird von Wissenschafts-PR oder Fachmedien (an)geleitet: Rund 45 % der Themenauswahl im Untersuchungszeitraum ließ sich auf Publikationen in Fachmedien wie ‚Science‘ oder ‚Nature‘ zurückführen. Damit geht Hand in Hand, dass Publikumsinteressen kaum berücksichtigt werden. Der Nutzwert der Berichterstattung und der Bezug der Wissenschaften zur Lebenswelt der LeserInnen („Was bedeutet das für meinen Alltag?“) fehlen weitgehend. Eine Folge des Agenda-Settings durch internationale Fachmedien ist auch, dass regionale bzw. nationale Themen vergleichsweise unterrepräsentiert sind. [...]

Die Behandlung von Querschnittsthemen ist kaum zu beobachten, auch die Aufbereitung ist wenig abwechslungsreich, Wissenschaftsthemen werden selten als Interviews, Portraits oder gar Kommentare dargestellt, es dominiert bei weitem der Berichtsstil. Die Bedingungen von Wissenschaftsproduktion werden kaum thematisiert, die Frage nach der (positiven wie negativen) Bedeutung von Forschung wird selten gestellt. Tendenziell wird ein positivistisches Wissenschaftsbild vermittelt und über Forschungsergebnisse als ‚Fortschritte‘ berichtet.“ (Kaltenbrunner et al. 2006)

Der Soll-Zustand I: Die Prämissen

Die unbefriedigende Bilanz des Ist-Zustandes ist auf ein ebenso einseitiges wie überholtes Verständnis von Wissenschaftsjournalismus zurückzuführen, das ausschließlich dem Postulat der Wissenschaftsvermittlung und Wissenschaftspopularisierung gehorcht. Ihm liegt die Vorstellung eines Informationstransfers aus der Wissenschaft in die Öffentlichkeit zugrunde, welche die Medienberichterstattung nach wissenschaftlichen Maßstäben beurteilt und Relevanzkriterien und Kommunikationserwartungen des Publikums den Bedürfnissen einer Wissenschafts-PR unterordnet. Obwohl in den USA schon in den 1980er Jahren und einige Jahre später auch in der britischen Forschung in zunehmendem Maße Kritik an diesem „Popularisierungsparadigma“ formuliert wurde, vollzogen

sich dennoch die eingangs skizzierten, Mitte der 1990er Jahre einsetzenden kontinentaleuropäischen Veränderungen im Verhältnis von Wissenschaft und Medien unter seiner Prämisse (Kohring 2005) – und führten zu jener für Wissenschaft, Journalismus und Gesellschaft unbefriedigenden Situation, die sich in den empirischen Daten widerspiegelt:

- Die Wissenschaft steht unter Druck, sich so gut wie möglich zu „verkaufen“, um die politisch geforderte Legitimierung ihrer Tätigkeit zu erbringen.
- Der Journalismus steht unter Druck, sein eigenes Selbstverständnis, nämlich die Vermittlung von Lebenszusammenhängen, zu verleugnen, um die Auftraggeber einer als PR-Produkt missverstandenen Wissenschaftsberichterstattung zufrieden zu stellen.
- Die Gesellschaft steht unter Druck, mit einer Wissenschaftsberichterstattung vorlieb zu nehmen, die kaum ihren Bedürfnissen entspricht. Sie verfügt aber über die Freiheit, Wissenschaftsberichterstattung als ein Medienangebot unter vielen zu begreifen, das sie anderen Angeboten hintanstellen kann. Das bedeutet, dass die Wissenschafts-PR vor allem die Forschungspolitik und weniger die Gesellschaft bedient.

Dem normativen Konzept einer wissenschaftszentrierten „Aufklärung“ der Öffentlichkeit setzen neuere medien- und kommunikationswissenschaftliche Forschungen ein Modell entgegen, dessen Fokus nicht mehr auf der „erfolgreichen“ Vermittlung, sondern auf der Rezeption und Integration wissenschaftlich fundierten Wissens in den Lebenszusammenhang der Menschen liegt. Statt der zentralen Annahme von Wissenschaft als eine dem Wertfreiheitspostulat unterliegende und gewissermaßen neutrale Tätigkeit verweist es auf soziale Bedingtheit und Interessengebundenheit auch wissenschaftlicher Erkenntnisse. In diesem Zusammenhang bedeutet Wissenschaftskommunikation nicht Wissenschaftsvermittlung, sondern die kommunikative Einbettung von Wissenschaft in gesellschaftliche Zusammenhänge und Kontexte.

Ein solches Modell geht davon aus, dass in einer funktional ausdifferenzierten Gesellschaft die Beobachtungen von Ereignissen für die Ausbildung wechselseitiger gesellschaftlicher Umwelterwartungen durch ein eigenes Funktionssystem, die Öffentlichkeit, übernommen werden, als dessen organisiertes Leistungssystem der Journalismus fungiert. Seine gesellschaftliche Funktion besteht darin, die Komplexität der Ereignisse unter dem Gesichtspunkt zu reduzieren, ob sie zur Ausbildung von gegenseitigen gesellschaftlichen Umwelterwartungen beitragen können. Dem zweiwertigen Code im wissenschaftlichen System („wahr – unwahr“) entspricht im Öffentlichkeitssystem der Code „mehrsystemzugehörig vs. nicht mehrsystemzugehörig“ (Kohring 2005, 264). Demgemäß erfüllt auch der Wissenschaftsjournalismus die Aufgabe einer autonomen Beobachtung des wechselseitigen Verhältnisses von Wissenschaft und Gesellschaft.

Matthias Kohring (2004, 177f.) bringt die Funktion eines Wissenschaftsjournalismus, der nicht bloße Wissenschafts-PR ist, auf den Punkt: „Ein Journalist informiert nicht schon deshalb über ein wissenschaftliches Ergebnis, weil es produziert wurde und schon deshalb einen (Nachrichten-)Wert hätte. Dieser Ansicht sind vor allem Wissenschaftler. Ein Journalist informiert über dieses Ergebnis, weil es einen Bezug zur übrigen Gesellschaft aufweist, und zwar aus der Sicht dieser ‚übrigen Gesellschaft‘.“ Gerade darin, dass der Journalismus – anders als unter der Perspektive einer Wissen-

schaftspopularisierung – Gesellschaft *und* Wissenschaft in gleicher Weise auf Ereignisse hin beobachtet, die wechselseitig von Relevanz sind, liegt für beide Seiten der Gewinn begründet. In diesem Prozess kommt nicht einzelnen „Highlights“ und nicht einzelnen „Stars“, sondern der Vertrauenswürdigkeit wissenschaftlicher Institutionen (wie sie auch in der Eurobarometer-Umfrage zum Ausdruck kommt, die ihr aber stets aufs Neue erworben werden muss) zentrale Bedeutung für die Risikowahrnehmung und Wissensaneignung der Menschen zu.

Der Soll-Zustand II: Empfehlungen

Aus der Definition der intermediären Rolle der Medien zwischen Wissenschaft und Bevölkerung ergibt sich eine Reihe von Empfehlungen, die das Ziel haben, die Kluft zwischen Forschung und Öffentlichkeit zu verringern. Diese Empfehlungen sind geleitet von der Überzeugung, dass Wissenschaft nicht zur Ware werden darf, die verkauft wird und die sich verkaufen lässt, sondern dass es darum geht, das Potenzial von Forschung zur Problemdefinition und Problemlösung in den gesellschaftlichen Diskurs einzubringen und in den Lebenszusammenhang der Menschen zu integrieren. Dies kann nur gelingen, wenn alle an diesem Prozess Beteiligten ihre Positionen überdenken.

Hier geht es zu allererst um das Selbstverständnis der Wissenschaft, die sich angesichts einer zunehmenden Beschränkung der Ressourcen und wachsender administrativer Reglementierungen zusehends dem Diktat der Ökonomisierung von Forschung beugt. Dies heißt nicht, dass ökonomische Überlegungen in der wissenschaftlichen Tätigkeit keinen Platz hätten, sondern dass die Selbstkommerzialisierung der Wissenschaft deren besonderen Charakter als meritorisches Gut gefährdet: Gerade weil die Wissenschaft sich dem Wechselspiel von Angebot und Nachfrage entzieht, kann sie ihre gesellschaftliche Wirkkraft entfalten. Der „Erfolg“ von Wissenschaft bemisst sich nicht allein im wirtschaftlichen oder politischen „Nutzen“, sondern auch in Kategorien wissenschaftlicher Qualität und wissenschaftlicher Ethik. Eben diese Alleinstellungsmerkmale der Wissenschaft sollten im öffentlichen Diskurs stärker als Vorteil und als Bedingung für wissenschaftliche Erkenntnis positioniert werden.

Ebenso sehr ist die Wissenschaft aber auch aufgefordert, ihren Anspruch auf „Wahrheit“ zu überdenken. Eine Wissenschaft, die sich der gesellschaftlichen Bedingtheit und Interessengebundenheit auch wissenschaftlichen Wissens bewusst ist und damit die Pluralität und Diskussion von wissenschaftlichen Meinungen nicht nur für sich als konstitutiv begreift, wird auch der Öffentlichkeit vermitteln, dass Wissen stets im Fluss ist und das Nebeneinander von Meinungen in der diskursiven Auseinandersetzung keine Schwäche, sondern eine Stärke ist, weil auch die Komplexität der Probleme oft alternative Problemlösungen erfordert. Der „Wahrheitsanspruch“ hingegen mündet im „Popularisierungsparadigma“, da Wahrheit nicht zur Diskussion stehen, sondern nur in ihrer Komplexität reduziert, „popularisiert“ werden kann – und damit im schlimmsten Fall in der dem wissenschaftlichen Diskurs entkoppelten politischen Öffentlichkeit für populistische Lösungen missbraucht wird.

Die Medien sind eingeladen, an diesem Paradigmenwechsel mitzuwirken und Wissenschaft in ihrer Vielfalt der Problemdefinitions- und Problemlösungskompetenz aus dem Ghetto der Wissen-



schaftsseiten herauszuholen und dort zu platzieren, wo sie hingehört: mitten ins Leben. Wissenschaftsjournalismus ist überall: in der Politik, in der Wirtschaft, in der Kultur, im Sport und im Lifestyle. Wenn Wissenschaft und Forschung derart als Querschnittsmaterie begriffen werden, sind Auswirkungen auf Programmstrukturen und journalistische Praxis unausweichlich. Die derzeitige, von der Wissenschafts-PR dominierte Situation ist ja (auch) dadurch entstanden, dass traditioneller Wissenschaftsjournalismus nicht über Anzeigen finanzierbar war. Dies wird in gleicher Weise für den hier angedachten „neuen“ Wissenschaftsjournalismus, der weniger auf PR, aber umso stärker auf die beidseitige Beobachtung von Wissenschaft und Gesellschaft setzt, gelten. Medien-eigentümer wie Journalisten, aber auch neue Formen der „social media“ brauchen daher Unterstützung durch die öffentliche Hand, in Form von Maßnahmen der Medienförderung, der journalistischen Aus- und Weiterbildung und der Qualitätssicherung.

Damit ist schließlich auch die Politik angesprochen, die bisher in erster Linie solche Maßnahmen provoziert und unterstützt, die eine „Einbahnstraßen“-Kommunikation von Wissenschaft in Richtung Öffentlichkeit, einen bloßen Informationstransfer im Sinne des Popularisierungsparadigmas fördern. Sie ist aufgerufen, die Rahmenbedingungen neu zu definieren: nämlich sowohl einen integrativen und diskursiven Umgang mit wissenschaftlichen Erkenntnissen als Problemlösungspotenzial zu fördern (wie dies beispielsweise in den britischen „Royal Commissions“ zum Ausdruck kommt oder auch in politisch gewinnbringender Weise in den 1960er und 70er Jahren von den Regierungen Klaus und Kreisky praktiziert worden ist) als auch auf Medienseite Anreize für einen solchen Umgang durch entsprechende Maßnahmen zu schaffen.

Die Akademie der Wissenschaften als die führende Trägerin außeruniversitärer Forschung in Österreich appelliert daher an alle Involvierten und Interessierten, an einer aktiven Veränderung des Verhältnisses von Wissenschaft und Medien im Gesamtinteresse der Gesellschaft zu arbeiten. In der heutigen Wissensgesellschaft, in der die Wissensbestände exponentiell wachsen und ihre Verfallszeiten immer kürzer werden, haben Ansätze, die auf bloße Zustimmung der Bevölkerung durch Aufklärung über wissenschaftliche Sachverhalte zielen, ausgedient. Wie das Beispiel der USA und Großbritanniens zeigt, ist der Weg von einem solchen „Public Understanding of Science“ zu einem „Public Engagement with Science“ ein langer und schwieriger Weg, aber er ist unausweichlich (Weingart 2008). Es geht dabei nicht um die Popularisierung wissenschaftlicher Erkenntnisse und um Wissenschafts-PR, sondern um die öffentliche Thematisierung grundlegender Fragen durch die Wissenschaft und die Einbindung ihres Problemlösungspotenzials in den gesellschaftlichen Diskurs.

Die Österreichische Akademie der Wissenschaften sieht ihren Beitrag darin, eine unabhängige Plattform, eine Kommunikationsdrehscheibe für einen pluralistischen Diskurs über gesellschaftlich relevante Problemstellungen zu bieten, in dem die demokratische Deliberation, also die öffentliche Beratschlagung und Verhandlung, gleichwertig zur Problemanalyse und Problembewertung hinzutritt und der Prozess für eine breite Partizipation eröffnet wird.

Wien, 10. Mai 2010

Herbert Matis, Matthias Karmasin, Gabriele Melischek, Josef Seethaler



Zitierte Literatur

European Commission. 2007. *Scientific research in the media. Special Eurobarometer 282, Wave 67.2*. Brüssel (http://ec.europa.eu/public_opinion/archives/ebs/ebs_282_en.pdf).

Hömberg, Walter. 1994. „Stabil marginal“: Zur Situation des Wissenschaftsjournalismus in den Redaktionen der Medien. *Forschung & Lehre* 11: 499-502.

Kaltenbrunner, Andy, Daniela Kraus, Judith Leitner und Astrid Zimmermann. 2006. *Weiterbildung für WissenschaftsjournalistInnen*. Unveröff. Studie des Medienhaus Wien.

Kohring, Matthias. 2005. *Wissenschaftsjournalismus: Forschungsüberblick und Theorieentwurf*. Konstanz: UVK.

Kohring, Matthias. 2004. Die Wissenschaft des Wissenschaftsjournalismus: Eine Forschungskritik und ein Alternativvorschlag. In *SciencePop: Wissenschaftsjournalismus zwischen PR und Forschungskritik*, hg. von Christian Müller, 161-183. Graz-Wien: Nausner & Nausner.

Meier, Klaus, und Frank Feldmeier. 2005. Wissenschaftsjournalismus und Wissenschafts-PR im Wandel. *Publizistik* 50: 201-224.

Raupp, Juliane. 2008. Der Einfluss von Wissenschafts-PR auf den Wissenschaftsjournalismus. In *Wissens-Welten: Wissenschaftsjournalismus in Theorie und Praxis*, hg. von Holger Hettwer u.a., 379-392. Gütersloh: Verlag BertelsmannStiftung.

Weingart, Peter. 2008. Wissen ist Macht? – Facetten der Wissensgesellschaft. In *WissensWelten: Wissenschaftsjournalismus in Theorie und Praxis*, hg. von Holger Hettwer u.a., 27-44. Gütersloh: Verlag BertelsmannStiftung.

Eine Zusammenfassung des Positionspapiers der Österreichischen Akademie der Wissenschaften ist erschienen unter dem Titel: Wissenschaftsstandort Österreich: Ein wissenschaftliches Entwicklungsland? ÖAW: Forschung und Gesellschaft 1. Wien: Österreichische Akademie der Wissenschaften, 2010

(http://www.oeaw.ac.at/shared/news/2010/pdf/wissenschaftsstandort_oesterreich.pdf)